

Schuld, Aufarbeitung, Vergeltung, Protest

Vergangenheitsbewältigung im Zentrum

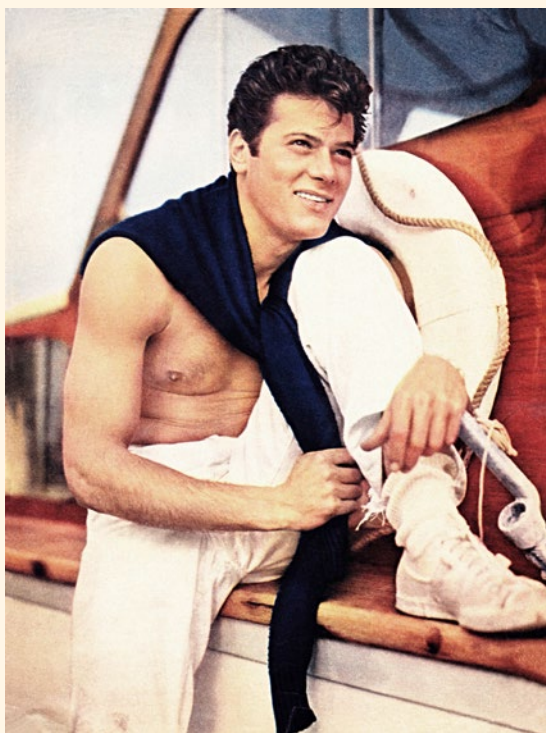
Die 50. Viennale ging am 7. November zu Ende. Während des zweiwöchigen Filmfestivals waren fast 100.000 BesucherInnen in die fünf teilnehmenden Wiener Innenstadtkinos gekommen, um insgesamt knapp 350 Vorstellungen zu besuchen. Immerhin ein Drittel davon war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Besonders im historischen Gartenbaukino standen die Wartenden vor dem jeweiligen Filmbeginn an der Kasse, im Foyer und an der Bar eng zusammengedrängt. Großen Zuspruch erhielt das „Tribute to Michael Caine“ mit Filmen wie *The Quiet American* (USA/AUS/D 2002) von Phillip Noyce (nach dem Roman von Graham Greene aus dem Jahr 1955 über einen britischen Journalisten in Saigon und eine zerbrochene Beziehung) und *Get Carter* (GB 1971) von Mike Hodges. Letzterer ist ein britischer Gangsterfilm mit abenteuerlichem Katz-und-Maus-Spiel, in dem der Hauptcharakter als besonders männlich gilt, weil er ordentlich trinkt und jede Nacht im Bett einer anderen schönen Frau zu finden ist, während der Wert einer Frau am Grad ihrer Tugendhaftigkeit bemessen wird.

Die Lesungen, Konzerte und Parties im Viennale-Festivalzentrum in der großzügigen neuen Location in der Dominikanerbastei waren täglich gut besucht. In der imposanten Halle des ehemaligen Hauptquartiers der österreichischen Post wurde von früh abends bis morgens ausgiebig gefeiert, wobei sich die CineastInnen über filmische High-

lights und Entwicklungen austauschten.

Viennale-Direktor Hans Hurch hielt während diverser Festivalauftritte an der Idee fest, dass es mit dem Wiener Filmevent möglich sein sollte, „sich nichts und niemandem verpflichtet zu fühlen als der Sache selbst“, nämlich der Sache des Kinos. Und er

von Leonardo Di Costanzo – beide in diesem Jahr gedreht – zwei vorgeschriebene Höhepunkte – aber erstens gab es für Normalsterbliche kaum Gelegenheit, für die exponierten Vorstellungen an Karten zu kommen, und außerdem zeigte sich mal wieder, dass Spielfilme gar nicht im Vordergrund der Viennale stehen, sondern Dokumentationen in der



Tony Curtis: *Driven to Stardom* von Ian Ayres (F 2012)

hielt Wort. Zwar gab es mit dem US-Eröffnungsfilm *Argo* (amerikanische Geiselnbefreiung in Teheran im Jahr 1979) von Ben Affleck und dem italienisch-schweizerisch-deutschen Abschlussbeitrag *L'intervallo* (Eingesperrte freundet sich mit ihrem Bewacher an)

Gunst des Publikums mindestens einen gleichrangigen Stellenwert einnehmen. Denn da waren wieder etliche hochkarätige dabei.

Da gibt es diejenigen, die Hollywood-Stars porträtieren: *Tony Curtis: Driven to Stardom* von Ian

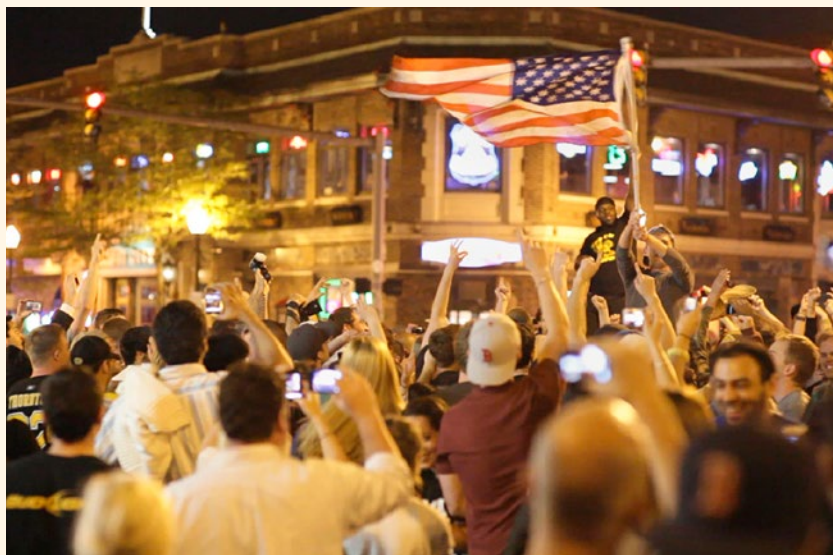
Ayres (F 2012), ein persönlicher Einblick in die Lebensgeschichte des schönen Schauspielers, der sich aus ärmlichen Verhältnissen ganz nach oben arbeitete und nebenher sein Glück in Beziehungen zu den unterschiedlichsten charismatischen Frauen suchte, darunter zur Schauspielerin Christine Kaufmann. Ebenso faszinierend: *Harry Dean Stanton: Partly Fiction* von Sophie Huber (CH/USA 2012), in dem der Schauspieler, den man vor allem aus Nebenrollen kennt, als passionierter Musiker und Sänger gezeigt wird, den langjährige Freundschaften auch zu Star-Kollegen prägen; zum Beispiel wohnte er einige Zeit mit Jack Nicholson zusammen. Einerseits werden in dem Film Stantons ernsthaft reflektierende Art und verschrobener Charakter ausgiebig beleuchtet, gleichzeitig betont der Porträtierte aber, dass er nicht alles von sich preiszugeben bereit sei, dass er vor langer Zeit beschlossen habe, seine empfindsame Seele vor der sensationslüsternen Öffentlichkeit zu schützen.

Falls man es noch nicht wusste, lernt man in *Method to the Madness of Jerry Lewis* – von Gregg Barson in den USA im vergangenen Jahr gedreht –, wie unglaublich vielseitig der amerikanische Komiker ist, der seine Rollen oft selbst geschrieben, seine eigenen Filme gedreht und produziert hat. Bekannt ist Lewis vor allem durch seine unterhaltsamen Auftritte in Shows und Filmen geworden, besonders in den 1950ern auch durch die Zusammenarbeit mit Dean Martin, mit

der Viennale 2012

dem er zehn Jahre lang ein unschlagbares künstlerisches Improvisationsteam bildete: Martin singt, Lewis hampelt rum und unterbricht seinen Partner mit komischer Mimik und Gestik; die beiden liefern sich witzige und wilde Wortgefechte.

Und natürlich hatte die Viennale auch politische Dokumentarfilmbeiträge zu bieten. Herausragend, wenn auch zwiespältig ist Werner Herzogs *Death Row* (USA/GB/A 2012). Einerseits weist der Regisseur in seinen einleitenden und erklärenden Worten zu Beginn einer jeden Interviewpassage darauf hin, dass er sich als Gast in den USA befindet, sich aber in respektvoller Weise gegen die dort praktizierte Todesstrafe ausspricht. Andererseits helfen die Beispiele von einsitzenden Todeskandidaten den ZuschauerInnen nicht bei der Feststellung, dass die Anwendung der Todesstrafe falsch ist. Denn die erzählten und in den meisten Fällen von den Tätern eingestandenen Vorfälle sind keine Kavaliersdelikte, über die sich einfach so hinweggehen ließe. Warum also die Interviews und intimen Einblicke in Persönlichkeiten, Umstände und Tatabläufe? Zur Einsicht, dass es sinnlos ist, jemanden für eine monströse Tat mit dem Entzug des Lebens zu bestrafen, kann man auch kommen, ohne Einblick in den individuellen Tatablauf zu nehmen und ohne genau zu wissen, was jemand getan hat, um in die ausweglose Situation zu gelangen. Dass die Todesstrafe keine abschreckende Wirkung hat, zeigt



Far from Afghanistan (USA 2012)

die Statistik. Und kein Mordopfer wird durch die Praxis der tödlichen Vergeltung von Staats wegen wieder lebendig. Während bei lebenslanger Gefängnisstrafe noch die Hoffnung besteht, dass die Einsitzenden ihre Taten in jahrelanger Reflektion und Therapie überdenken und bereuen, also zur moralischen Einsicht in die Menschen- und Lebensfeindlichkeit ihrer Handlungen kommen, so gibt es nach Vollstreckung der Todesstrafe diese Hoffnung nicht mehr. Es ist einfach eine hoffnungslose Strafe, die keine Strafe darstellt, weil sie keine Besserung, sondern statt dessen das abrupte und endgültige Ende in den Vordergrund stellt. Das alles weiß auch der Regisseur von *Death Row*, trotzdem behauptet Herzog, mit seinen Bildern, Schilderungen und Dialogen die Sinnhaftigkeit der Todesstrafe in Frage stellen zu können.

Dabei ist die journalistische Dokumentation der Situation der Todeskandidaten für sich auf jeden Fall interessant, wenn auch sensationsbeladen, zum Beispiel, wenn Herzog mit den Einsitzenden berät, wie es ist, nicht nur zu wissen, dass man irgendwann sterben muss, sondern der eigene Tod akribisch vorbereitet und die Tötung nach zuvor angekündigtem Zeitplan ausgeführt wird. Oder auch der poetisch-romantische Blick auf die Landschaft, die sich auf einer Strecke von sechs Meilen zwischen dem Wartetrakt, in dem der Todeskandidat meist Jahre seines Lebens verbringt, und dem klinischen Raum, in dem der Verurteilte die verordnete Todespritze bekommt, erstreckt. Allein zum besseren Verständnis in die Notwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe trägt der Film mit seinen schönen voyeuristischen Bildern nicht bei.

Um das amerikanische Gewissen geht es auch in *Far from Afghanistan* (USA 2012) von John Gianvito, Jon Jost, Minda Martin, Travis Wilkerson und Soon-Mi Yoo, in dem die Amerikaner über sich selbst und ihre Beweggründe, Krieg zu führen, richten. Gezeigt und befragt werden Menschen in den USA und Afghanistan, die vom Krieg und seinen Folgen betroffen sind: Bombenopfer und Beinamputierte, Männer mit Prothesen, Militärs, die auf feindliche Individuen schießen, Mädchen, die Angst vor Schmä- und Racheakten von Fundamentalisten haben, eine Soldatenwitwe, deren Mann sich das Leben genommen hat, um nicht unehrenhaft aus der Armee entlassen zu werden, Taliban, die den heiligen Krieg fortsetzen. Immer wieder beleuchtet wird, wie wenig die amerikanische Zivilbevölkerung von Afghanistan, dem Krieg

und den Opfern auf beiden Seiten weiß und dass die enormen amerikanischen Militärausgaben auf Kosten der sozialen Situation in den USA gehen.

Mit Kriegsfolgen beschäftigt sich ebenfalls Walter Manoschek in seinem Beitrag *Dann bin ich ja ein Mörder* (A 2012). Der Politikwissenschaftler interviewt Adolf Storms, ein ehemaliges Mitglied der SS, das kurz vor Kriegsende Zwangsarbeiter erschossen haben soll. Obwohl die Beweislage erdrückend ist und Zeugen ihn belasten, besteht der Kriegsverbrecher darauf, sich an die Erschießungen nicht erinnern zu können. In einem anderen österreichischen Dokumentarfilm aus 2012 beschäftigt sich Paul-Julien Robert mit eigenen Erfahrungen autoritärer Strukturen und gewalttätiger Übergriffe. In *Meine/Keine Familie* behandelt er seine Kindheit in einer Kommune im Burgenland, in der seine Mutter Zuflucht vor Kleinfamilie und Konsumgesellschaft gesucht hatte. Der Regisseur begibt sich auf Spurensuche in seine eigene Vergangenheit, nimmt Kontakt zu seinem leiblichen Vater und alten Leidensgenossen auf und befragt seine Mutter zu ihren Beweggründen, das Schicksal und die Erziehung ihres Sohnes in die Hände eines totalitären Sektenführers zu legen. Vom Publikum gab es im Anschluss an die Filmvorführung viel Zuspruch für Paul-Julien Robert und seinen Versuch der Vergangenheitsbewältigung. Eine Zuschauerin lobte ausdrücklich auch die Offenheit der Mutter, die zusammen mit ihrem Sohn und weiteren Protagonisten des Films bei der Viennale anwesend war, für das Unterfangen ihres Sohnes und ihre Bereitschaft, sich dem Tribunal auszusetzen.

Die Demonstranten in *Zima, uho-di!* („Winter, verschwinde!“) (RUS 2012) – von zehn Absolventen der privaten Dokumentarfilmakademie von Marina Rasbeschkina gedreht – haben es sehr viel schwerer, sich Gehör zu verschaffen. Von Putin-Anhängern werden sie als Feinde Russlands diffamiert, von Sicherheitskräften je nach Belieben geschlagen, abgeholt, verfolgt oder auch eingesperrt. Aber es werden immer mehr, die der eisigen Kälte trotzen und der Intoleranz ihrer Regierung mit

Vermarktung junger Körper und unschuldiger Gesichter anheimzufallen. Ashley Sabin und David Redmon zeichnen in *Girl Model* (USA 2011) die Leiden der 13-jährigen Nadya aus Sibirien auf ihrem Weg durch die Frischfleischhölle in Tokio nach, der den unglücklichen Teenager nicht nur in demütigende Heimwehatacken, sondern auch in einen Schuldenberg stürzt, der dazu führt, dass sie sich der deprimierenden Ausbeutungssituation auf unbestimmte Zeit verschreibt.

den, sitzenden, lesenden, sich unterhaltenden, Tee trinkenden, essenden, beobachtenden und ausruhenden Menschen vorbei. Alles wird kommentarlos aufgenommen, niemand befragt. Und der Film geht auf. Man hat tatsächlich das Gefühl, beim bunten Treiben dabei zu sein, daran teilzunehmen. Die fast 80 Minuten gehen wie im Meditationsfluge dahin. Man sieht sich nicht satt an dem scheinbar unendlichen Lebensstrudel.



Dann bin ich ja ein Mörder (A 2012)

heißem Tee, deftigen Butterbroten und knackigen Sprüchen zu Leibe rücken.

Ebenfalls mit der heutigen Situation in Russland, wenn auch nicht so explizit politisch, setzt sich ein anderer Viennale-Beitrag auseinander. Die Verheißung einer besseren Zukunft bringt pubertierende Mädchen und ihre Familien dazu, den Versprechungen von Model-Scouts aus der Werbeindustrie zu folgen und der

Harmonisch und fast schon glücklich anmutend kommt dagegen der Film *Renmin Gongyuan: People's Park* (China/USA 2012) von Libbie D. Cohn und J. P. Sniadecki daher. An einem einzigen Tag im Sommer des vergangenen Jahres gefilmt, geht es um das künstlerische, sportliche und kommunikative Treiben im Volkspark Chengdu. Die Kamera fährt an den tanzenden, musizierenden, singenden, malenden, zeichnenden, Gymnastik treibenden, gehen-

Nicht weniger ausgeglichen geht es in Charles Atlas' *Turning* (DK/USA 2011) zu. 13 Künstlerinnen erzählen zwischen den Bühnenauftritten und auch in den Performances von ihren individuellen Erfahrungen, Leidens- und auch Glückswegen als lesbische, bisexuelle, transsexuelle oder androgyne Frauen in einer Gesellschaft mit herkömmlichen Anforderungen an Genderkonzepte, in der sie lange Zeit ihres Lebens meist nur Ablehnung erfahren,

sich schließlich aber doch ihren Weg bahnten.

Auf der Viennale vorgestellt wurde auch *Filme von Rosa von Praunheim* (D 2012), mit einem Zusammenschnitt aus fünf Kurzfilmen aus dem neuen 70-Filme-Repertoire zum 70. Geburtstag des Künstlers, den er Ende November feierte. Unter den für die Viennale ausgewählten Praunheim-Beiträgen ist ein Film über die Reinemachefrau, die jede Woche sieben Stunden mit dem Zug fährt, um in Berlin Geld für ihre Familie zu verdienen. „Sie ist eine wahre Heldin der Arbeit“, schwärmt der Filmemacher. Dann sind da noch seine Nachbarn, die seit dreißig Jahren den behinderten Bruder pflegen. Mit im Praunheim-Repertoire ist auch das letzte Interview mit dem befreundeten Regisseur Werner Schroeter, der vor zweieinhalb Jahren starb. Weitere Vorführungen der neuen Filme von Rosa von Praunheim sind in Österreich erst einmal nicht geplant. Jedoch kommt in diesen Tagen die DVD (von Basis-Film Berlin) mit allen 70 neuen Praunheim-Werken heraus.

Und hier lässt sich eine Brücke von „Rosas Welt“ zum Spielfilm schlagen, in diesem Fall zu *Jack and Diane* (USA 2011), einem Film von Bradley Rust Gray, in dem es um ein Mädchenpaar geht, übrigens eine Ausnahmeerscheinung auf der Viennale, einer der wenigen Filme und noch dazu Spielfilme, in dem die thematisierte Beziehung eine homosexuelle ist. Der Streifen besteht aus vielen Groß- und Nahaufnahmen des Paares. Ihre Nähe wird durch dauerndes Nasenbluten, das erst die eine befällt und dann auch die andere, untermauert. Das Bluten ist ansteckend: Die

Schwester der einen wird vergewaltigt, ihre Zwillingschwester wird durch permanentes Nasenbluten und Schwindelgefühle daran erinnert, dass etwas nicht

Autounfall verliert. Er, der an dem Unfall beteiligt war, verliert sein Gedächtnis und kann den Schmerz seiner Frau um das verlorene Kind nicht vollends mit-

werden, indem sie ihre Aussage bei der Polizei widerruft, mit dem Umfeld der Verstorbenen in Kontakt tritt und den Busfahrer verklagt. Ob sie das alles tut,



Turning (DK/USA 2011)

stimmt. Als Jack Diane sowohl physisch als auch mental näherkommt, wird auch sie von Blutungen heimgesucht. Und dann gibt es noch angedeutete Horrorsequenzen mit schleimig-blutigen Monstern, die wiederum eine besondere Verbindung zwischen den Liebenden versinnbildlichen sollen. Außerdem staunen die beiden Protagonistinnen in Großbildaufnahmen über die Physiognomie des Gegenübers. Da wird das Blut der anderen an Nasenflügeln und Lippen erkundet und getrocknet.

In seiner mystischen Merkwürdigkeit erinnert *Jack and Diane* an einen anderen Spielfilm, nämlich *Sueño y silencio* („Traum und Stille“) von Jaime Rosales (F/E 2012), die Geschichte einer spanischen Familie in Paris, die eine ihrer beiden Töchter bei einem

tragen und schon gar nicht nachfühlen. Sie versucht, ihre Trauer durch imaginäre Kontakte auf dem Spielplatz zu kompensieren, wobei die spirituellen Begegnungen nur angedeutet werden.

Auch in Kenneth Lonergans *Margaret* (USA 2011) kommt es zu einem Verkehrsunfall. Ein New Yorker Busfahrer wird durch einen Flirt abgelenkt und überfährt dadurch eine Fußgängerin, die noch am Unfallort ihren Verletzungen erliegt. In ihren letzten Lebensminuten spricht sie mit der jungen Frau, die durch die Kommunikation mit dem Busfahrer unbeabsichtigt am Unfallgeschehen beteiligt ist. Die Studentin erfährt persönliche Details aus dem Leben des Opfers, die sie nicht mehr loslassen. In den kommenden Tagen und Wochen versucht sie, mit dem Geschehenen fertigzu-

um den tödlichen Vorfall zu verarbeiten oder ob es eine dunkle Seite in ihrer Persönlichkeit gibt, mit der sie wiederholt konfrontiert wird, worauf zumindest einige Umstände in ihrem Verhalten hindeuten, bleibt bis zum Schluss unklar. Die psychologischen Ungereimtheiten und Unsicherheiten machen wohl auch den Reiz des Films aus.

Tabu (P/D/BR/F 2012) deutet vom Titel her auf ähnliche Ungereimtheiten hin. Eigentlich geht es in diesem Film von Miguel Gomes und im Leben der Portugiesin Aurora, die mit ihrer Haushälterin zusammenwohnt und von dieser versorgt wird, um Alter, Einsamkeit und das Schicksal, das bestimmt hat, dass alles so kommt, wie es eben sein soll. Der Film besteht aus zwei Teilen: Einer zeigt die alte Dame im heu-

tigen Lissabon, der andere kehrt in stummen Schwarzweißaufnahmen zu Auroras Jugend in Afrika zurück. Der Regisseur meinte im Anschluss an die Filmvorführung, dass es ihm mit seinem Werk um die Erinnerung an längst Vergessenes und die Geschichte des Kinos gehe, die er wieder aufleben lassen wolle.

Ein weiterer Film, in dem die Vergangenheit den Protagonisten immer wieder einholt, ist *Rampart* (USA 2011) von Oren Moverman. Woody Harrelson spielt darin einen gewalttätigen Polizisten in Los Angeles, der sich im Kampf um Recht und Ordnung nicht an die Gesetze hält, die auch für Polizisten gelten. Irgendwann wird er bei einer Prügelorgie gefilmt. Die Bilder werden für alle sichtbar im Fernsehen ausgestrahlt. Seine geschiedenen Frauen und die Töchter gehen noch weiter auf emotionalen Abstand, als sie es bisher sowieso schon getan haben. Seine Situation wird immer ausgewogener. In Woody Harrelsons Gesicht und seiner Darstellung der Figur wird die Zerrissenheit zwischen liebendem und sorgendem Familienvater einerseits und selbstgerecht wütendem Verbrechensbekämpfer andererseits offensichtlich. Und auch die Verzweiflung darüber, dass er immer tiefer in seinem Unglück versinkt und nicht weiß, wie er sich aus dem Zwiespalt befreien soll.

Auch die Protagonistin in Noémie Lvovskys *Camille redouble* (F 2012) hadert als 41-jährige, die gerade von ihrem Mann verlassen wurde, mit ihrem Schicksal und der Vergangenheit, in der sie als 16-jährige Éric kennenlernte und von ihm schwanger wurde. In ihrer Trauer um den Mann, der sich nun eine Jüngere gesucht hat, und um verpasste Chancen

wacht Camille nach einer durchzechten Silvesternacht als Sechzehnjährige im Jahr 1985 auf. Sie sieht zwar nicht wie ein Teenager aus, aber die anderen nehmen sie so wahr, auch ihre Eltern, bei denen sie wieder wohnt, und natürlich ihre Schulkameraden, mit denen sie wie in alten Zeiten abhängt. Immer wieder versucht Camille, in den entscheidenden Momenten Alternativen für sich zu entdecken, damit sich vermeintliche Fehlentscheidungen der Vergangenheit auf keinen Fall wiederholen. Leider ohne Erfolg. Es kommt, wie es kommen muss. Sie verliebt sich wieder in Éric, wird wieder sofort schwanger, und auch den frühen Tod der Mutter kann sie trotz aller Versuche, die richtige Diagnose zu stellen, nicht verhindern. Als ihr klar wird, dass sie immer wieder dieselben Entscheidungen treffen würde, egal wie viele Gelegenheiten zur Umkehr ihr auch geboten würden, wacht sie wieder als Frau mittleren Alters auf, die gerade von ihrem Mann verlassen wurde. Inzwischen hat sie aber gelernt, die Entscheidungen der Vergangenheit als der jeweiligen Lebensphase angemessen anzunehmen und für die Zukunft neue Weichen zu stellen.

Und zum Schluss bleibt noch, zwei wirklich unerwartete Höhepunkte der Viennale zu erwähnen, nämlich die sehr unterschiedlichen Filme *Starlet* und *Diamantenfieber*. *Starlet* von Regisseur Sean Baker (USA 2012) mit Dree Hemingway (kein Witz: Sie ist die Großenkelin des Schriftstellers Ernest Hemingway) als 21-jährige Pornodarstellerin Jane und mit der 85-jährigen Besedka Johnson (es ist ihre erste Schauspielrolle) als zurückgezogen lebende Sadie ist ein sozialrealistisches Drama um zwei nicht nur

altersmäßig sehr verschieden gestrickte Frauen, die im sonnendurchfluteten kalifornischen San Fernando Valley ihren Alltag leben: Jane haust in einer Wohngemeinschaft mit einem Paar, das ebenfalls in der Pornoindustrie tätig ist. Sadies einzige Abwechslung ist das allwöchentliche Bingo-Spiel. Nach ersten Hindernissen nähern sich die beiden Frauen einander an und entdecken letztlich mehr Gemeinsamkeiten, als sie ursprünglich für möglich gehalten hätten. Außerdem sind sie zunehmend aufeinander angewiesen, entfliehen zusammen der Einsamkeit und entdecken das Leben neu.

Diamantenfieber (A 2012), vom streitbaren Wiener Schauspieler, Regisseur und Autor Peter Kern gedreht, ist eine wahre Augenfreude, mit wunderschönen blutigen SchauspielerInnen in erfrischendem Spiel besetzt. Es geht um den 16-jährigen Hans, der in Robin-Hood-Manier für seine kleinen Geschwister und die alte Großmutter sorgt, indem er den Reichen nimmt und den Armen gibt und damit ein gleichaltriges Mädchen aus besserem, aber unglücklichem Hause für sich gewinnt.

Die Preise

Den Wiener Filmpreis erhielt in diesem Jahr Michael Haneke für seinen Spielfilm *Liebe* (F/D/A 2012). Der Beitrag war zwar gar nicht Teil der Viennale, gefiel der Jury aber so gut, dass er als „Film über kompromisslose Loyalität, über Würde, Angst vor Verlust“ und über die „Realität des Sterbens“ trotzdem ausgezeichnet wurde. In der Kategorie Dokumentarfilm ging der Wiener Filmpreis an Paul-Julien Robert

für *Meine/Keine Familie*, weil er „beispielhaft das Entstehen und Funktionieren autoritärer Strukturen“ illustrierte, wobei es dem Regisseur gelinge, „die nötige Distanz zu seinem Thema zu halten“. Dann bin ich ja ein Mörder von Walter Manoschek wurde lobend erwähnt. Der Regisseur stelle „die Verbrechen des Zweiten Weltkrieges, das Versagen unseres Rechtssystems bei der Aufarbeitung und Bewertung des Holocaust sowie die Pathologie menschlicher Abwehrmechanismen“ dar.

Der *Standard*-Viennale-Publikumspreis wurde an *Leviathan* (USA/GB/F 2012) von Véréna Paravel und Lucien Castaing-Taylor vergeben. Begründet wurde die Auszeichnung mit dem Hervorstechen einer „hohen audiovisuellen Individualität“ des Films. *Fremd* (D/RMM/DZ/MA 2011) von Miriam Fassbender wurde für das Thema Migration von Afrika nach Europa lobend hervorgehoben. Der Fipresci-Preis ging an *Margaret* von Kenneth Lonergan. Die internationalen Filmkritiker bezeichneten diesen Film als „Meisterwerk“, das „den Zeitgeist Manhattans“ einfange. Den Mehrwert-Filmpreis der ERSTE-Bank erhielten Tizza Covi und Rainer Frimmel für ihren Film *Der Glanz des Tages* (A 2012). In der Jurybegründung heißt es: „Ein Film, der seinen Bildern vertraut, seine Geschichte unaufgeregt erzählt“. Der Kurzfilmpreis der ERSTE-Bank ging an Kurdwin Ayub für ihre acht auf der Viennale vorgestellten Werke, die sich laut Jury „nicht vor Überschreitungen fürchten und sich scheinbar an keine Regeln halten“.

ANETTE STÜHRMANN